

Sächsischen Schweiz statt. Es wurde auf Tonband aufgezeichnet und transkribiert. Bei dem vorliegenden Text handelt es sich um eine leicht veränderte Fassung der Transkription: Ein Großteil der Aussagen entspricht der Originalversion, einige Stellen wurden jedoch der Verständlichkeit halber grammatikalisch geringfügig verändert. Zur Strukturierung des Textes wurde die Reihenfolge der Abschnitte an wenigen Stellen geändert und einige Interviewpassagen wurden aufgrund der gebotenen Kürze ausgelassen. Ich habe mich bemüht, durch meine Eingriffe keine Veränderung des Sinnkontextes zu erzeugen.

<sup>2</sup> Der Begriff ‚Neger‘ ist kein neutrales Wort, sondern beschreibt ein Weißes Konzept, das während der europäischen Expansion erfunden wurde, um alle ‚südlich der Sahara‘ lebenden Afrikaner\_innen zu kategorisieren und als minderwertige ‚Rasse‘ zu konstruieren (Ferreira 2003: 154ff./Arndt 2004: 185ff.). Während der Sklaverei und dem Kolonialismus wurde der Begriff als Beschimpfung strategisch verwendet, um Schwarze Menschen zu demütigen und zu entmutigen. Der Begriff transportiert auch heute noch die ideologischen Vorstellungen von Sklaverei und Kolonialismus und erinnert an eine lange Geschichte von Missbrauch, Ausbeutung

und Ausschluss Schwarzer Menschen. Die heutige Benutzung des N-Wortes gleicht einer Reinszenierung kolonialer Gewalt „weil dieses Wort so effizient und so gewalttätig den Terror und das Trauma der rassistischen Unterdrückung beschreibt und die Erinnerung an Schmerzen hervorruft“ (Ferreira 2003: 154) und an die „Verwundbarkeit innerhalb einer Weißen Umgebung [erinnert], die mit der ‚Tragödie‘ der Schwarzen Geschichte spielt, wann immer sie will.“ (Ferreira 2003: 155).

<sup>3</sup> Namibia war unter dem Namen ‚Deutsch-Südwestafrika‘ von 1884-1915 offiziell deutsche Kolonie. Die deutsche Weiße Verwaltung versuchte, etwa durch die ‚Maßregeln zur Kontrolle der Eingeborenen‘ und die ‚Passpflicht‘ in den Kolonialgebieten eine auf ‚Rassentrennung‘ und Privilegierung der Weißen basierende Gesellschaftsordnung zu errichten. Der Befreiungskampf der Herero und Nama wurde von den deutschen Kolonialist\_innen mit einem brutalen Völkermord beantwortet (1904-1908). In Namibia gilt der Hereroaufstand als einer der ersten Widerstandskriege der afrikanischen Bevölkerung gegen Fremdherrschaft und Kolonisierung. Die deutsche Regierung verweigert sich Entschädigungszahlungen und einem umfassenden Schuldbekenntnis bis heute.

Hechler, Andreas (2007): Wer fehlt? Voids in Reinhardtsdorf-Schöna. In: Blask, Falk (Hg.): Ein Dorf voller Narren. Karneval – Idylle – Rechtsextremismus. Berliner Blätter, Sonderheft 43/2007. Lit Verlag, Münster/Hamburg/Berlin/London, S. 171-196.

## Wer fehlt?<sup>1</sup> – Voids<sup>2</sup> in Reinhardtsdorf-Schöna

Andreas Hechler

Ich widme den folgenden Text Käthe Mickwusch und Peter Kaim-Caudle.

Meine Frage an Reinhardtsdorf-Schöna war, wer fehlt. Wer fehlt, nicht im Sinne eines individualisierenden Ansatzes, sondern als herrschaftskritische Problemstellung, die nach der Repräsentation gesellschaftlicher Gruppierungen fragt: Wer lebt in Reinhardtsdorf-Schöna, wer lebt dort nicht, und warum ist das so? Wobei ich die Frage auf einen Teilbereich, den Antisemitismus, eingegrenzt habe, da meine Forschung sonst zu sehr ausgeufert wäre. Auf Rassismus, Homo-/Transphobie, Klassen-, Alters- und Geschlechterverhältnisse gehe ich nicht explizit ein.

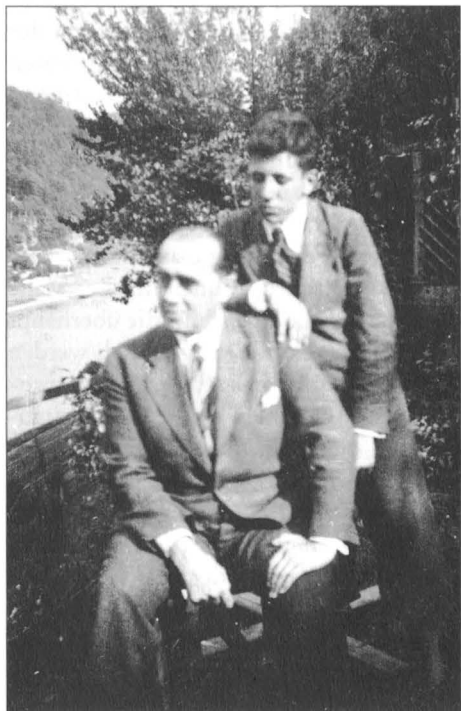
### I. An- und Abwesenheiten

Wie auf Knopfdruck schallt es den Bewohner\_innen von Reinhardtsdorf-Schöna aus ihren Mündern: „*Hier ist alles ordentlich*“ und „*Hier herrscht Ruhe und Ordnung*“. Es gäbe keine Diskriminierung, die Nazis marschierten nicht im Dorf, und überhaupt sei „*hier*“ alles ganz „*normal*“. <sup>3</sup> Und es stimmt: In Reinhardtsdorf-Schöna gibt es kaum sichtbare, offene Gewalt, kein umkämpftes Feld. Es gibt eine rechte Hegemonie; <sup>4</sup> offener antisemitischer Diskriminierung bedarf es nicht. Darüber hinaus sind alle potentiellen Objekte des Hasses nicht (mehr) da. Die Zusammensetzung der Reinhardtsdorf-Schönaer Bevölkerung ist nicht-jüdisch und deutsch.

Wie kann, wie soll nun aber über die Bewohner\_innen von Reinhardtsdorf-Schöna, über ihren Antisemitismus und ihr Deutschsein geredet und geschrieben werden, ohne eine Täter\_innenerzählung zu reproduzieren, die doch immer wieder nur die scheinbare Normalität eines ganz und gar anormalen Verhältnisses beschwört? Ich halte einen Perspektivwechsel für angebracht – eine Gegenerzählung, in der nicht Täter\_innen und deren Nachfahren zu Wort kommen, sondern die Betroffenen. Sichtweisen antisemitisch Verfolgter<sup>5</sup> auf deutsche Verhältnisse im Allgemeinen und auf die Verhältnisse in Reinhardtsdorf-Schöna und der Sächsischen Schweiz im Besonderen, ebenso wie auf die dort lebenden Deutschen, können eine Leerstelle markieren. Eine Leerstelle, die überhaupt erst das Anwesende verständlich werden lässt, indem über das Abwesende gesprochen wird: Es fehlen einige Hunderttausend Jüd\_innen<sup>6</sup> in Deutschland, es fehlen zahlreiche jüdische Familien in der Sächsischen Schweiz; zugleich gibt es Antisemitismus in Deutschland, der Sächsischen Schweiz und Reinhardtsdorf-Schöna.

Die Lebensgeschichten antisemitisch Verfolgter können verdeutlichen, wieso Reinhardtsdorf-Schöna mit Orten wie Heidenau in der Sächsischen Schweiz, Durham in Großbritannien den USA verknüpft ist. Zumindest einige der an den letztgenannten Orten lebenden antise-

mitisch Verfolgten sind trotz oder vielmehr gerade aufgrund ihrer Abwesenheit in Reinhardtsdorf-Schöna mit diesem Ort verbunden. Die Effekte von Antisemitismus in Reinhardtsdorf-Schöna und der Sächsischen Schweiz haben zu einer Ordnung des Raums geführt, welche die Bevölkerung in dieser Gegend einerseits weiß, deutsch und nicht-jüdisch sein lässt und andererseits antisemitisch Verfolgte aus dieser Gegend ausschließt und sie an andere Orte und Räume bindet – sofern sie überhaupt noch am Leben sind. Ich möchte in meiner Forschung aufzeigen, wie es dazu gekommen ist, dass in der Sächsischen Schweiz heute kaum Jüd\_innen leben.



Otto-Ernst Kaim mit seinem Sohn Peter in Schöna mit Blick auf die Elbe, ca. 1930

Eine Forschung, die antisemitisch Verfolgten – also zum Schweigen gebrachten, ausgegrenzten, vernichteten Sichtweisen – Gehör verschaffen will, muss sich auf eine Spurensuche begeben. Sie muss Lebenswege nachzeichnen, Überlebende finden, verschüttete und unsichtbare Beziehungslinien ausgraben, Geschichte rekonstruieren. Ein solches Vorgehen birgt die Möglichkeit, dass die Frage „Wer fehlt?“ beantwortet werden kann. Es sind Jüd\_innen und die Sichtweisen antisemitisch Verfolgter, die im Leben der Bewohner\_innen von Reinhardtsdorf-Schöna nicht vorkommen. Meine Spurensuche als Rekonstruktionsversuch nahm ihren Ausgangspunkt in Reinhardtsdorf-Schöna als Teil der Dorfstudie zu diesem Ort, die wir im Rahmen unseres Studienprojekts durchführten. Sie führte mich jedoch schnell zu anderen Orten. Meine Forschung spielte sich demnach zu großen Teilen außerhalb von Reinhardtsdorf-Schöna ab. Die klassisch-ethnologische Herangehensweise, ins Feld zu gehen und zu fragen, was und wer da ist, habe ich umgedreht. Ich ziehe sie von hinten auf, indem ich zunächst frage, „Wer fehlt?“ und mich darüber der Frage annähere: „Wer und was ist da?“. Oder, um es noch einmal anders zu formulieren: *Wer lebt wo warum* und *wer kann wo warum nicht leben*?

Ich habe hierbei nicht den Anspruch, Antisemitismus erklären zu wollen. Was ich zeige, sind einerseits bestimmte alltägliche Funktionsweisen und ihre Effekte auf Betroffene, andererseits fokussiere ich auf die Ordnung des Raums: wo leben als jüdisch markierte Menschen, wo leben sie nicht, und warum ist das so, mit welcher Geschichte ist dieser Zustand verknüpft?

Im Kapitel II zeige ich die vielfältigen Probleme auf, die das Unterfangen der Re-

konstruktion mit sich bringt. Im darauffolgenden Teil (Kapitel III) wende ich mich jüdischem Leben und dessen Vertreibung in Reinhardtsdorf-Schöna zu. Daran anschließend rekonstruiere ich in Kapitel IV den Lebensweg von Peter Kaim-Caudle, der oft in seinen Ferien in Reinhardtsdorf-Schöna war, dann jedoch aus Deutschland emigrieren musste. Er ist einer derjenigen, die aufgrund des Antisemitismus fehlen. In Kapitel V gehe ich auf den Lebensweg von Käthe Mickwausch ein, die wahrscheinlich letzte noch lebende Person in der Sächsischen Schweiz, die antisemitische Verfolgung im Nationalsozialismus überlebt. Sie hatte zwar nie einen unmittelbaren Bezug zu Reinhardtsdorf-Schöna, lebte jedoch Zeit ihres Lebens in der Sächsischen Schweiz. Aus redaktionellen Erwägungen kann sie nur verkürzt zu Wort kommen. Kapitel VI wendet sich noch einmal explizit dem Antisemitismus in Deutschland nach 1945 zu.

## II. Jüdinnen und Juden „gibt es keine mehr“<sup>7</sup> – Schwierigkeiten der Rekonstruktion

Bei meiner Recherche bin ich auf die Homepage von Hugo Jensch gelangt, einem ehemaligen Geschichtslehrer in der DDR, der von 1984 bis 1991 Kreisfachberater für Geschichte im Kreis Pirna (Sächsische Schweiz) war. Seit Mitte der 50er Jahre beschäftigt sich Jensch mit regionaler und lokaler Geschichtsforschung. Im Rahmen dessen hat er zu jüdischem Leben und zu Antisemitismus in der Sächsischen Schweiz geforscht. Durch ihn erhielt ich sowohl Zugang zu wertvollen Informationen und Dokumenten, um mich mei-

ner Fragestellung annähern zu können, als auch die Adressen zweier Personen, die zum Mittelpunkt meiner Forschung werden sollten. Bei den beiden Personen handelt es sich zum einen um Käthe Mickwausch, die antisemitische Verfolgung im Nationalsozialismus erfahren hat. Zum anderen handelt es sich um Peter Kaim-Caudle, die letzte noch lebende Person der Familie Kaim, die in Deutschland geboren wurde und Schöna von den Urlauben in seiner Kindheit her kennt. Mit Käthe Mickwausch habe ich mich in Heidenau (zwischen Dresden und Pirna) getroffen und ein langes biographisches Interview geführt; mit Peter Kaim-Caudle habe ich insgesamt fünf biographische Interviews in Durham (Nordost-England) geführt.

Das typische Phänomen, dass viele jüdische Familien ihre Familiengeschichten vor und während des Nationalsozialismus kennen oder zumindest ein Interesse an ihr haben – im Gegensatz zu vielen nicht-jüdischen Deutschen – spiegelte sich analog meines Zugangs zum Feld. Bei der Bevölkerung von Reinhardtsdorf-Schöna habe ich mein Forschungsinteresse nicht offen formuliert, sondern nur angedeutet – zu groß schien mir die Wahrscheinlichkeit, dass sich mir jeglicher Zugang verschließt.<sup>8</sup>

Peter Kaim-Caudle hat eine Beziehung zu Schöna und zugleich hat er sie nicht. Er wuchs in Breslau auf und war bis zu seinem 16. Lebensjahr oft in Schöna im Urlaub im Landhaus seines Onkels Emil Kaim, der dort ein Unternehmen besaß. 1933 folgte dann mit Peter Kaim-Caudles Flucht nach England ein radikaler Bruch; er hat Schöna erst wieder kurz nach der Wende 1990 besucht. Es ist eine Beziehung, die auf räumlicher Ebene in erster Linie eine erzwungene Nicht-Beziehung

ist. Seine Erinnerungen an Schöna sind ihm jedoch geblieben und auch einige Fotografien, die Zeugnis davon ablegen, dass in Schöna etwas und auch jemand fehlt. Vertreibung und Vernichtung sind nicht mehr rückgängig zu machen, und die spezifisch deutsche „Vergangenheitsbewältigung“, auf die ich später noch genauer eingehen werde, hat es für viele jüdische Deutsche offensichtlich auch nicht attraktiv erscheinen lassen, wieder an die Stätten zurückzukehren, in denen sie zuvor gelebt haben. Dieser Umstand ruft immer wieder die Schwierigkeit des Unterfangens ins Gedächtnis, welches ich zuvor als Rekonstruktion bezeichnet habe: sie bleibt lücken- und bruchstückhaft. Ja, sie muss fast zwangsläufig scheitern, und zwar aus drei Gründen: Zum einen haben die Täter\_innen Spuren der Vernichtung ihrer Opfer zerstört. Und sie schweigen sich bis heute über ihre Taten weitgehend aus. Es ist illusorisch, auf die Mithilfe ihrer Nachfahr\_innen zu hoffen. Die Rekonstruktion jüdischen Lebens und von Lebenswegen bleibt so weitgehend den Opfern/Betroffenen<sup>9</sup> vorbehalten.

Die Opfer/Betroffenen leben jedoch zweitens kaum mehr. Sie wurden zu einem überwiegenden Teil vernichtet. Und diejenigen, die überlebt haben, sind mittlerweile fast alle tot oder hochbetagt. Käthe Mickwausch war zur Zeit des Interviews fast 97 Jahre alt, und meine Gespräche mit dem 89jährigen Peter Kaim-Caudle habe ich mit ihm im Krankenhaus geführt. Immer wieder ermahnte er mich, auf seine Gebrechen Rücksicht zu nehmen: „*Ich kann nicht nur schlecht hören, ich kann auch schlecht sehen. Du hättest vor dreißig Jahren herkommen sollen.*“<sup>10</sup> Es ist fraglich, ob ich meine Forschung in der Form

hätte durchführen können, wie es mir jetzt möglich war, wäre ich auch nur ein Jahr später gekommen.

Der dritte Grund, der eine Rekonstruktion erschwert, ist der Umstand, dass nicht nur von Täter\_innenseite äußerst ungern über „dieses Thema“ geredet wird, sondern auch von Opfer-/Betroffenenseite. Es sind Erinnerungen, die schmerzen, wenn sie wachgerufen werden. Käthe Mickwausch wollte sich zuerst gar nicht mit mir treffen, und Peter Kaim-Caudle betonte immer wieder, dass „*die deutschen Sachen ein Teil des Lebens waren, die ich vergessen wollte*“. Seine Frau wie auch seine beiden Söhne bestätigten mir unabhängig voneinander, dass Peter ihnen nie viel von seinen Erlebnissen und Erfahrungen in Deutschland erzählt habe.

Und es ist auch dieser Grund, der die Kontaktaufnahme zu Überlebenden erschwert: Viele im Exil haben ihre Beziehungen zu Deutschland spätestens seit 1945 komplett abgebrochen und woll(t)en mit Deutschland und seinen Bewohner\_innen nichts mehr zu tun haben. Wenn also Käthe Mickwausch auf meine Frage, ob es denn ihres Wissens nach noch Menschen jüdischen Glaubens oder sich selbst als Jüdisch Begreifende in der Sächsischen Schweiz gibt, sofort und umstandslos mit „*Nein*“ und „*Viele sind ja im Ausland*“ antwortet und später über eine ehemalige Freundin ausführt, „*die wollte hier weg [...] sie wollte hier einfach nicht mehr leben*“, so verdeutlicht dies zugleich ihre besondere Position in einer Gegend, die nicht nur in Deutschland liegt, sondern auch als eine der auffälligsten Neonazigezogenen Deutschlands bezeichnen kann.<sup>11</sup> Ihre Beziehung zu ehemaligen jüdischen

Mitschüler\_innen, Freund\_innen und zu ihrer Familie ist primär durch (Nicht-)Beziehungen gekennzeichnet: Vernichtung, Vertreibung und der Wunsch, möglichst nichts mehr mit Deutschland zu tun zu haben, brachten für Käthe Mickwausch in ihrer Entscheidung, wieder nach Heidenau zu ziehen und damit im Land der Täter\_innen zu bleiben, etliche (Nicht-)Beziehungen mit sich. Ihre Beziehung zu Reinhardtsdorf-Schöna ist keine unmittelbare, wohl aber eine mittelbare. Sie ist wahrscheinlich die letzte noch lebende Person in der gesamten Sächsischen Schweiz, die aufgrund von Antisemitismus entrechtet, ausgegrenzt und verfolgt wurde und knapp der Vernichtung entronnen ist.

„*Das vergisst man doch nicht!*“ – Die Qual des Sich-Erinnerns

Erinnerungen koppeln sich an konkrete Personen und deren Erlebnisse. Sie stehen jedoch nicht im luftleeren Raum. Wenn Erinnerungen den individuellen Rahmen verlassen und öffentliche Räume besetzen, sind sie auch Gegenstand politischer Auseinandersetzungen. Dies umso mehr in Deutschland, wenn es um den Nationalsozialismus geht. Erinnerung ist zentral für meine Forschung, sie basiert in erster Linie auf den Erinnerungen wie auch den Erzählungen von der Erinnerung von Peter Kaim-Caudle und Käthe Mickwausch. Es ist eine vermittelte Geschichte (vgl. Welzer 2000, S. 60–61), und es geht mir von daher auch weniger um eine historisch genaue Darstellung der Ereignisse. Vielmehr geht es mir um das subjektive Erleben und die Bedeutungen, so wie sie sich im Rückblick der beiden heute darstellen. Ihre Sichtwei-

sen, ihre Lebenswege, damit verknüpfte Ereignisse und Zusammenhänge, ihre (Nicht-)Beziehungen zu bestimmten Orten und Personen sind für mich von Relevanz. Sind es doch genau diese Erlebnisse, damit einhergehende Gefühle und Gedanken und daraus resultierende Sicht- und Umgangsweisen, die ich als nicht-jüdischer und nicht-antisemitisch-verfolgter Deutscher nicht einnehmen kann.

Käthe Mickwausch erinnert sich: „*See-lisch haben die Menschen ja eben auch furchtbar gelitten. Das vergisst man doch nicht! [...] Das ist genau, wie wenn heute mal jemand fragt, wie das damals gewesen ist. Wie soll man die Angst beschreiben, die man jahrein, jahraus gehabt hat? Wenn auf der Straße ein Schutzmann, also ein Polizist, ging, da hat man schon Angst gehabt, er kommt ins Haus. Es war furchtbar! Und möglichst bloß immer mit dem Kopf nach unten, damit dich niemand ansieht. Und dann die Angst um meinen Vater.*“ Auch Peter Kaim-Caudle erinnert sich. „*Die deutschen Sachen waren ein Teil des Lebens, den ich vergessen wollte*“, führt er aus und fragt sich: „*Warum erzähle ich Ihnen alle Dinge? Ich wollte, dass ich alles vergessen habe. Warum kommt es jetzt wieder raus?*“ Er sprach mit mir das erste Mal in seinem Leben länger und strukturiert über seine antisemitischen Erfahrungen und sein Leben in Deutschland. Sein Sohn Robert eröffnete mir, schon bevor ich Peter überhaupt das erste Mal gesehen hatte, dass er sich unter anderem deswegen mit mir träfe, weil er wüsste, dass er bald sterben würde und dass mit ihm auch ein Stück Geschichte und Erinnerung zugrunde geht. „*If you came later it would have been too late*“, ist einer der ersten Sätze, die Peter zu mir sagt.

„Du bist wie der Hitler!“ – Interaktion zwischen Überlebendem und nichtjüdischem Deutschen

In unseren Gesprächen nehmen wir beide ambivalente Rollen ein. Peter Kaim-Caudle will über seine Erfahrungen und sein Leben reden, und hat mich nach Durham eingeladen, andererseits ist es für ihn ein schmerzhaftes Unterfangen. Ich auf der anderen Seite bin auf seine Erinnerungen angewiesen, was Peter auch sehr präsent war: „You are here because you saw the opportunity of meeting a family which has a history which overlaps with a period of Germany.“ Ich möchte meine Forschung voranbringen und wünsche mir zugleich, dass es ihm gut geht und die Erinnerungen, die ich so unabdingbar benötige, ihm nicht wehtun. Ein Widerspruch, der nicht auflösbar ist. „You see, Andreas, you try to disturb something I consciously try to forget. There’s an English-American song: I wash the man right out of my head. It’s taken from a very popular film. And that’s what I try to do.“ Ebenso ambivalent ist die Asymmetrie, die in jedem Interview auftritt: Käthe Mickwausch und Peter Kaim-Caudle erzählen viel von sich und sehr persönliche Dinge – ich gebe kaum etwas von mir preis. Während es mir darum geht, einen bestimmten Teil deutscher Geschichte zu rekonstruieren, der nicht vergessen werden darf, um daraus Konsequenzen zu ziehen und Gesellschaft zu verändern, möchte Peter genau diesen Teil deutscher Geschichte am liebsten hinter sich lassen. So riet er mir: „Don’t dream about all this! I won’t, I never dream.“ Es sind diese beiden Kurzsätze, die so prägnant unsere unterschiedlichen Erfahrungen auf den Punkt bringen. Die be-

sondere Betonung, dass er nicht „about all this“ träumen wird, impliziert bereits, dass es ihm durchaus passieren könnte. Ich kann mir aussuchen, wie viel ich mich mit dem Nationalsozialismus beschäftige, Peter hingegen hat diese Wahl nicht. Er muss für sich sorgen und sich vor einer zu intensiven Auseinandersetzung schützen. Peters Verletzbarkeit kam nicht zuletzt darin zum Ausdruck, dass er bei unserem letzten Gespräch von all den vorangegangenen sehr erschöpft war und nicht wie sonst mir gegenüber auf seinem Stuhl saß, sondern im Bett lag und mit sehr ermatteter Stimme sprach. Es war auch dieses letzte Gespräch, wo er mit der deutschen und englischen Sprache zunehmend durcheinander kam und beide nicht mehr voneinander trennen konnte: „Habe ich in Englisch gesprochen oder in Deutsch?“ Es war, als ob ihn seine Vergangenheit eingeholt hätte.

Als ich Peter zu seiner Familie und seinem Verhältnis zum Judentum befragte, brachen unsere divergenten Familiengeschichten kurzzeitig auf. Auf meine Frage: „Aber war Ihre Familie jüdisch, Ihre Eltern?“ antwortete er: „Du bist wie der Hitler!“ Es war scherzhaft gemeint, und dennoch zeigt dieser kurze Dialog die Prägungen gemachter Erfahrungen und deren Fortleben sehr deutlich auf. In unserer Interaktion gab es mehrfach Situationen, in denen wir als Angehörige gesellschaftlicher Gruppen aufeinander trafen und diese ihre Dynamik entfalteten. So fragte mich Peter: „What do I get? We should share your doctor’s degree.“ An anderer Stelle meinte er: „Ich habe so das Gefühl, dass ich mich nicht an den Deutschen rächen will und dass ich mich nicht räche, da ich Ihnen ein Doktorat schenke. Ein sehr vornehmes Geschenk.“<sup>12</sup> Und es gab auch

Momente, in denen Wut und Aggression zum Ausdruck kamen: „Was wollen Sie denn herausbekommen? Wollen Sie nachsehen, dass dieser alte deutsche Jude ums Leben gekommen ist?“ Derartige Situationen blieben allerdings die Ausnahme. Und auch dies fand seine explizite Thematisierung: „I can’t see why I should blame somebody like you for what your grandparents did or did not do.“ Die allermeiste Zeit verliefen unsere Gespräche jedoch sehr harmonisch. „Like most people talking about themselves is a pleasant experience. And I am quite happy to do it“, offenbarte er mir in seiner ruhigen Art und seiner langsam und bedächtig sprechenden Stimme. Es war angenehm, ihm zuzuhören. Peter machte oft Witze, lachte gerne, und seine lustigen, klaren Augen beobachteten mich sehr genau. Wenn er zu wenig Pausen beim Reden machte und vergaß, von Zeit zu Zeit etwas zu trinken, wurde seine ohnehin schon raue und tiefe Stimme noch ein bisschen rauer.

„You can’t squeeze a dry lemon“ – Verblässende Erinnerungen

Wenn ich zuvor geschrieben habe, dass Peter nie viel von seinen antisemitischen Erfahrungen in Deutschland erzählt hat, dann impliziert dies auch, dass nur Peter ein bestimmtes Wissen über die Ausmaße des Holocaust, insbesondere eben über die Familie Kaim, hat. Ein Teil seiner Familie wurde umgebracht oder ist aus Altersgründen verstorben und steht als Quelle der Erinnerung nicht mehr zur Verfügung. „I can tell you a lot of stuff which is not written down anywhere and which I only know and nobody else“, sagte er mir

dann auch gleich bei unserem ersten Gespräch. Immer wieder ermahnte er mich, bestimmte Dinge aufzuschreiben: „Sie müssen das aufschreiben, ich werde das nie wieder erinnern können.“ Und es gab die Momente, wo auch seine Erinnerung verblich: „You can’t squeeze a dry lemon“, und bei wiederholten Nachfragen zu seiner Familie: „Wollen wir sie mal in Ruhe lassen. Ich bin zu verwirrt jetzt.“ Dies erklärt auch, warum ich eventuell einige Namen falsch geschrieben habe und exakte Daten – wann wer wo war, was gemacht hat, wann welches Foto wo aufgenommen wurde und dergleichen – nur noch teilweise rekonstruieren konnte.

„Das ist immer eine wehmütige Erinnerung“ – Folgen der Verfolgung

Bereits hier deutet sich an, dass Sich-Erinnern Folgen hat. Das Nicht-vergessen-Können der Betroffenen, das Scheitern eines erfolgreichen Verdrängens verwirrt und tut weh. „The fact that the general population who were not conspicuously Nazi accepted, that is something which makes me feel, once I start to speak about it, a certain bitterness.“ Verbitterung bei Peter Kaim-Caudle beim Gedanken an die breite Zustimmung der deutschen Durchschnittsbevölkerung zum Nationalsozialismus. Wehmütigkeit bei Käthe Mickwausch, wenn sie zum alten Geschäft ihrer Eltern geht, das 1938 zwangs„arisiert“ wurde: „Meine Eltern haben ja das Geschäft in Heidenau-Nord gehabt. Und ich bin die ersten Jahre eigentlich überhaupt nicht nach Heidenau-Nord gegangen. Und mir geht es heute noch so, wenn ich mal in Nord bin, dann stehe ich vor unserem Ge-

*schäft, das nun leider jetzt auch zu ist, und schaue hoch nach unseren Fenstern – das ist immer eine wehmütige Erinnerung, das ist ganz klar.“*

### III. Antisemitismus und jüdisches Leben in Reinhardtsdorf-Schöna

In Reinhardtsdorf-Schöna hat es zur Zeit der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus nur eine einzige jüdische Familie gegeben: die Familie Kohn. Die Kohns waren tschechische Staatsangehörige. Siegmund Kohn arbeitete seit 1922 in Sachsen, seine Ehefrau Julie sowie ihr gemeinsamer Sohn Ernst lebten seit 1923 in Deutschland. Ernst Kohns Frau Ella lebte seit 1930 mit ihnen zusammen. Vermutlich 1938 verließ Familie Kohn aufgrund des immer stärker werdenden antisemitischen Terrors den Ort, was ihnen glücklicherweise auch gelang.

Schon drei Jahre zuvor, am 26. August 1935, hatte der Fremdenverkehrsverband

des Gebietsausschusses für die Sächsische Schweiz verkündet: „In unserer herrlichen Sächsischen Schweiz ist kein Platz für Juden. Ihr Besuch ist uns unerwünscht; ihr Geld macht uns nicht glücklich; ihr Auftreten beleidigt uns. Wir sind davon überzeugt, daß es im Gebiet der Sächsischen Schweiz kein Hotel oder Gasthaus gibt, das als Gastgeber für Juden auftritt. Um so freundlicher und herzlicher begrüßen wir jedoch unsere Gäste aus dem Ausland, die keine Juden sind ... Der Gebietsausschuss ... wird in Zukunft den Zeitungen im Reich, in deren Verlagen Juden beschäftigt sind, keine Aufträge für Werbeinserate mehr erteilen.“ (Jensch 2005: 8-9)

Alfred Brach war bereits am 24. Mai 1935 unter sehr fadenscheinigen Begründungen „reichsverwiesen“ worden. Danach führte der bereits oben erwähnte Siegmund Kohn den Betrieb fort, vermutlich bis Anfang 1938. Über den weiteren Verbleib der Familie Kohn ist mir nichts weiter bekannt. Am 1. November 1938 wurde die Malzfabrik zwangs„arisiert“ (Ebd.: 11).

**Aus der Ortschronik von Schöna, Band IV:** „Aus Gemeindeakten ist ersichtlich, daß sich auch bei uns zwischen 1935 u. 38 die Maßnahmen gegen die Juden verschärfen. So wird ab der Saison 37 das Waldbad für Juden gesperrt. An den Ortseingängen stehen Tafeln mit der Aufschrift: ‚Sommerfrische Schöna Sächs Schweiz Juden nicht erwünscht‘. Als im August dieses Jahres doch noch zwei jüd. Urlauber Quartier nehmen, werden sie auf das Gemeindeamt bestellt und es wird ihnen nahe gelegt, den Ort zu verlassen. Im Juli 1938 erfaßte man jüdisches Vermögen. In Schöna wohnen 1937 zwei jüdische Familien. Es sind dies der Direktor der Malzfabrik, Siegmund Cohn und sein Sohn Ernst Cohn mit den Ehefrauen Julie u. Ella. Die Malzfabrik gehört der jüdischen Familie Brach. Alfred Brach, der Geschäftsführer, wurde bereits 1935 wegen angeblicher Devisenvergehen des Reiches verwiesen. In den zum Elbsägewerk gehörenden Wohnhaus Nr. 94 (Burg) verbringen die Besitzer Emil Kaim u. Albert Seligson aus Berlin-Charlottenburg ihre Ferien noch 1938. Weiterer jüd. Besitz ist der Kuckuckswinkel. Die Besitzerin Schlegel Anna kommt aus der Tschechei und kommt im Konzentrationslager Theresienstadt ums Leben.<sup>13</sup> Die im jüd. Besitz befindlichen Grundstücke und Fabriken werden 1938/39 allesamt verkauft.“

Die Übereignungsanzeige wurde am 14. März 1939 von Robert Brach in Olmütz und Alfred Brach in New York unterzeichnet, die neuen „Besitzer“ waren Kwasny und Damm. Alfred Brach stellte im Juni 1946 einen Antrag auf Rückübertragung, in dem es heißt: „Im eigenen Namen als auch namens des Herrn Brach, bis zum zwangsweise Verkauf im Jahre 1938 Eigentümer der Elbschloßmalzfabrik Schöna/Elbe, gestatte ich mir Ihnen mitzuteilen, daß wir die Rückübertragung unseres Eigentums und Wiedergutmachung des uns zugefügten Schadens hiermit beantragen.“ Der weitere Verlauf ist mir nicht bekannt. 1990 wurde die Malzfabrik stillgelegt, da es keinen Bedarf an Malz mehr gab. Heute befindet sich an der Stelle Ödland.

Die „Elbe-Sägewerk Schöna GmbH“ gehörte seit 1921 Emil Kaim (Peter Kaim-Caudles Onkel) und Albert Seligson aus Berlin-Charlottenburg. Ende 1938 heißt es in einem Schreiben des Schönaer Bürgermeisters an den Amtshauptmann in Pirna: „Ich bitte, die baldmöglichste Arierisierung des Besitzes vermitteln zu wollen.“ In einem Schreiben der Elbe-Sägewerk Schöna GmbH vom 26. April 1941 aus der Geschäftsstelle in Breslau an den Bürgermeister von Schöna heißt es, dass der gesamte Besitz an Alfred Kunze in Heidenau „verkauft“ sei. Unterschrieben hat Emil Kaim (Ebd.).

### IV. Familie Kaim

„Oft“, sagt Peter Kaim-Caudle auf meine Frage, wie viele Male er in Schöna gewesen sei. „Wir sind gewöhnlich zu den Schulferien auf dieses Landhaus gegangen. Obwohl es eine recht weite Reise von Berlin

*und von Breslau war, war es in einer hübschen Gegend.“* Peter lebte mit seinen Eltern Otto-Ernst und Stephanie und seinen Brüdern Werner und Robert in Breslau in Schlesien, sein Onkel Emil lebte mit seiner Frau Sophie und seiner Tochter Hulda in Berlin. Onkel Emil und Vater Otto-Ernst waren Besitzer eines Sägewerks in Breslau. Zusammen mit Albert Seligson hatte Onkel Emil Kaim noch eine Zweigstelle in Schöna eröffnet. Dazu gehörte unter anderem ein recht luxuriöses Haus mit „vielleicht fünfzehn bis zwanzig Schlafzimmern“. Wohnen wollten sie dort jedoch nicht, lacht Peter: „Emil und Otto wollten nicht in der Sächsischen Schweiz, in der Mitte von Dörfern leben. Die wollten die Großstadt.“ Das Haus blieb so für den größten Teil des Jahres unbewohnt. Familie Kaim hat dort ihren Urlaub verbracht. Es lag in etwa auf halber Strecke zwischen Berlin und Breslau, wo jeweils ein Teil der Kaims wohnte. Laut Ortschronist Dieter Füssel haben Emil Kaim und Albert Seligson noch 1938 ihre Sommerferien auf dem Grundstück verbracht, das im Dorf „die Judenburg“ genannt wurde. Schon im Vorfeld hatte der damalige Bürgermeister seine vorgesetzten Stellen über die Anreise von Kaim und Seligson in Kenntnis gesetzt und darauf hingewiesen, die Angelegenheit ständig im Auge behalten zu wollen.

„Wir haben gewöhnlicherweise auf der Terrasse des Hauses gegessen“, erklärt Peter, als er das Foto sieht, welches einen Teil der Familie Kaim in Schöna zeigt. Das Foto hängt in Durham im Flur des Hauses, in dem Peter Kaim-Caudle mit seiner Frau Patricia wohnt. Es ist eines der wenigen verbliebenen Zeugnisse, die an seine Zeit in Deutschland erinnern. Und es ist das einzige verbliebene Foto, das die Familie

Kaim, zumindest in etwa die Hälfte, zusammen zeigt. Schon kurze Zeit später wurden ihre Lebenswege getrennt. Peters Vater Otto-Ernst muss schon kurze Zeit nach der Aufnahme des Bildes gestorben sein. 1880 geboren, verstarb er bereits 1931 im Alter von 51 Jahren eines natürlichen Todes. Peters Mutter Stephanie (geb. Schweizer) heiratete vier Jahre später einen dänischen Anwalt aus den Niederlanden und zog noch im selben Jahr mit Peters jüngstem Bruder Robert nach Den Haag. Peter war zu diesem Zeitpunkt schon seit zwei Jahren in England. Als er sechzehn war, hatten seine Eltern die Entscheidung getroffen, dass es besser sei, wenn er aus Deutschland ausreise. „The

*parents were an alert, intelligent population group who didn't want their children to fall into Hitler's arms. And I therefore was sent to school in England.*“

Gegen Ende des Krieges nahm sich Stephanie Kaim das Leben. „*The Germans had a policy of capturing, so to say, all the German Jews who had emigrated and sent them back to Germany and then to Auschwitz. And she felt it would be better for her to put her head in the gas oven rather than be exposed to the indignities and horrors of dying on the way to Auschwitz.*“ Peters Mutter Stephanie entzog sich dem Zugriff der Deutschen in letzter Sekunde: „*And she was rather proud of committing suicide, rather than herself fall into the*



Familie Kaim in Schöna, um 1930 (v. l.): Hulda Kaim (Tochter von Emil und Sophie Kaim, Cousine von Peter), Robert Kaim (jüngster Bruder von Peter), unbekannter Hauslehrer, unbekannt (Sohn von einer Freundin von Stephanie Kaim und Freund von Robert Kaim), Stephanie Kaim (Mutter von Peter), Peter Kaim, Otto-Ernst Kaim (Vater von Peter), unbekannt (Freund von Hans-Robert Kaim), Hans-Robert (Sohn von Hans und Anne-Marie Kaim, Cousin von Peter), Tilde (Tochter von Hans und Anne-Marie Kaim, Cousine von Peter)

*hands of the SS.*“ Peters eineinhalb Jahre jüngerer Bruder Werner, der als einziger nicht auf dem Foto von Schöna zu sehen ist, emigrierte mit ihm 1933 nach England. Er kam jedoch nach zwei Jahren zurück nach Deutschland. „*He felt that all of us would live in enforced poverty and that wasn't the proper state*“, führt Peter Werners damalige Gedanken aus. Werner arbeitete für kurze Zeit im Unternehmen seines (verstorbenen) Vaters und seines Onkels. Als er genügend Geld zusammen hatte, emigrierte er erneut, dieses Mal nach Südafrika.

Es gibt ein zweites Bild, welches im Flur des Hauses von Peter und Patricia Kaim-Caudle hängt: es ist ein Pastellbild, das die drei Söhne von Otto-Ernst und Stephanie Kaim – Peter, Robert und Werner – sitzend als Jungen um einen Tisch zeigt. Peter ist in der Mitte des Bildes, links von ihm befindet sich Robert, rechts von ihm Werner.

Anhand des Weges, den das Pastellbild genommen hat, lassen sich auch einige der Stationen von Peter, Werner und Robert aufzeigen. Gemalt wurde es in Deutschland, als die Familie Kaim noch zusammen war. Von der Mutter wurde es in die Niederlande mitgenommen und dort nach ihrem und Roberts Tod von holländischen Nachbar\_innen versteckt. Robert befand sich wie sein Bruder Werner im aktiven Kampf gegen die Nazis und wurde als 23jähriger ermordet. Die genaueren Umstände seines Todes sind ungeklärt. Peter vermutet, dass sein Bruder entweder in Auschwitz oder auf dem Weg dorthin ermordet wurde. „*And the Germans, or the Nazis, whatever you want to call them, were terribly interested [...] to get him back to Germany to kill him there.*“

Auf der Homepage von Yad Vashem, der nationalen Holocaust-Gedenkstätte in Israel, wird der 15. März 1945 als Roberts Todestag angegeben, als Ort ist nur „Central Europe“ benannt.

Werner hat in Afrika überlebt und ist später in die USA emigriert. Er hat seinen Frieden mit Deutschland bis zum Schluss nicht geschlossen. Wenn ich Peters Erzählung folge, hat Werners Vertreibung ganz offensichtlich sein Verhältnis zu Deutschland und dessen Bewohner\_innen verändert. Werner war gegenüber Deutschland und den Deutschen „*very antagonistic*“. Er glaubte an „*collective responsibility and collective guilt*“ und „*would never forgive*“. Werner und er, erzählt mir Peter, hatten in fast allem unterschiedliche Ansichten: „*Ich hatte nie das Gefühl der Rache an den Deutschen. Ich wollte nur nichts mit ihnen zu tun haben. Ich würde sagen, wenn du mich in Frieden lässt, werde ich dich auch in Frieden lassen. Aber der Werner [...] sagte: Sie haben uns betrogen und schlecht behandelt.*“

Peter lebt seit 1933 in England, das Pastellbild ist über einige Umwege zu ihm gelangt. Er möchte mit Deutschland nichts mehr zu tun haben, weder in einem positiven noch in einem negativen Sinn. Als Peter über Deutschland und die Deutschen spricht, macht er mehrfach eine ausholende Armbewegung zur Unterstreichung seiner Worte: „*We don't want to punish them, we just want to draw a line underneath that chapter of our life.*“ Die Deutschen waren „*people who turned against us. Many crazy men came to government and we didn't want to have anything to do with them.*“

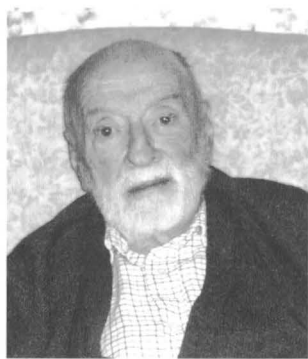
Wie aber war sein Leben vor seinem Bruch mit Deutschland, vor 1933?

„Das fand ich immer alles sehr beleidigend“ – Peter Kaim in Deutschland (1916-1933)

Peter Kaim-Caudle wuchs in einer wohlhabenden Familie in Breslau auf, die Stadt gehörte damals zu Deutschland. Robert

und Hulda, seine Großeltern väterlicherseits, „waren die letzten jüdischen Teile“. Peters Großvater hat den Nachnamen von „Chaim“ in „Kaim“ geändert: „My grandfather thought that was too Hebrew-like and wanted to make it more German. And therefore he converted the ‚Ch‘ into a ‚K‘.“

Peter Kaim-Caudle



Durham, 2006

- \* geboren am 14. Dezember 1916 in Berlin-Charlottenburg als Peter Robert Kaim
- \* Eltern: Otto-Ernst und Stephanie Kaim, geb. Schweizer
- \* 1918 Umzug nach Breslau
- \* 1933 Emigration nach England
- \* 1935-38 Studium der Ökonomie und Betriebswirtschaftslehre an der renommierten London School of Economics
- \* 1940-41 Internierung als „feindlicher Ausländer“ durch die englische Regierung auf der Isle of Man und in Kanada
- \* 1945 Heirat mit Patricia Caudle. Vier Kinder: Robert, Helen, Stephen, Jane
- \* Dundee (Schottland): Beginn seiner akademischen Karriere
- \* 1950 Berufung von der University of Durham für Social Policy, Mitbegründer der Disziplin der Volkswirtschaft in England
- \* Hochschullehrer in insgesamt acht Ländern auf fünf Kontinenten, u. a. Sierra Leone, Kanada, Fidji, Taiwan, Australien, Irland
- \* zahlreiche Veröffentlichungen, darunter zwei volkswirtschaftlichen Standardwerke, die mehrfach übersetzt wurden, u. a. ins Chinesische und Japanische
- \* Bezirksvorsitzender der Arbeiterbildungsvereinigung und des Bürgerbüros, Mitarbeit im Ausschuss für soziale Dienste in Durham, Beauftragter der Regierung
- \* 1982 Emeritierung als Professor für Volkswirtschaft in Durham

Über seinen Vater erzählt Peter, „that on all kinds of occasions he was humiliated by being a Jew“. Weder sein Vater noch sein Onkel konnten Peter zufolge im Ersten Weltkrieg in der preußischen Armee Offiziere werden, weil sie Juden waren. Erst gegen Ende des Krieges konnten sie in den Offiziersrang aufsteigen: „Sie konnten dann nicht mehr genug Material finden. Und in dieser Lage haben sie dann auch die Juden genommen. Aber das fand ich immer alles sehr beleidigend.“

Seine Familie hat Antisemitismus erlebt, zugleich war ihr Verhältnis zum Judentum gespalten: „For the whole family, I think after a generation of successful professional people, nationality and religion meant much less than in any previous generation.“ Über Religion wurde nicht gesprochen, „wie die meisten deutschen Juden hat man davon nie geredet“. Keine\_r aus der Familie Kaim ist zum Christentum konvertiert, was für Peter jedoch nicht religiös begründet war: „Well, the Jews did not want to be pulled in. But it has nothing to do with religion. It was a kind of pride: you don't go over to the winning side.“ Immer wieder betonte er, dass die Familie nicht jüdisch war und „keinen Glauben an die jüdische Religion [hatte]“. Trotz fehlender Bindung zum Judentum hat Peter Antisemitismus erlebt: „I had to be better than my comrades in school because there was a prejudice against Jews.“

„And the Germans or the Nazis, whatever you want to call them“ – Deutsche Spezifika

Die Gegenüberstellung „deutsch“ und „jüdisch“ (vgl. Hoffmann 1995: 34f.) ist Ur-

che für das gesplante Verhältnis von Peter und seiner Familie zum Judentum. „Bis 1933 habe ich mich zweifellos als ein ‚deutscher‘ Jude angesehen, nicht als ein ‚deutscher‘ Jude.“ Peter Kaim-Caudle hat Antisemitismus erlebt, sieht sich jedoch nur bedingt als jüdisch. Noch weniger trifft das auf Käthe Mickwausch zu.

„Die Deutschen haben mich sehr schlecht behandelt“, sagt Peter und meint damit nichtjüdische Deutsche. Ich verstehe ihn dabei so, dass es ihm nicht darum geht, die Trennung Deutsch – jüdisch fortzuschreiben, sondern einerseits die breite wie aktive Zustimmung der nichtjüdischen „arischen“ Bevölkerung zum Nationalsozialismus aufzuzeigen und die Profitgier der „ganz gewöhnlichen Deutschen“ (Untertitel von Goldhagen 1996) bei der Ausplünderung jüdischen Besitzes. Andererseits ist es eine Beschreibung erlebter Realität, in der diese Trennung bestimmend war. Er bezieht sich auf den Antisemitismus, den er als jüdischer Deutscher erfahren hat und der ihn aus der „Volksgemeinschaft“ ausschloss. Peters Äußerung – „die Nazis und die Deutschen, die kommen so zusammen“ – bezieht sich von daher nicht auf eine anthropologische Konstante oder einen „natürlichen“ Zustand, sondern analysiert einen Prozess, der in Deutschland ganz real stattfand.

Die Machtübernahme der Nazis änderte noch einmal mehr das Verhältnis jüdischer Deutscher zu ihrem Deutsch- und ihrem Jüdisch-Sein. Jüdisch-Sein hat „zweifellos [...] eine große Rolle gespielt nach dem Januar '33“. Peter „war nie besorgt, dass [er] verhungern werde“. Was ihm Sorge bereitet hat, war, „dass die Deutschen und die Nazis uns die Ehre abgenommen haben. Das heißt, sie haben uns zu

Untermenschen gemacht, die einen Stern tragen mussten, damit jeder auf der Straße sie beleidigen kann.“ Und das mit Absicht: „What was horrible is that the Nazis intentionally humiliated the Jews.“ Besonders verbittert macht Peter bis heute, dass die deutsche Allgemeinbevölkerung an den Demütigungen, die er, seine Familie und andere jüdische und als jüdisch markierte Menschen erlebten, wenigstens als Zuschauer\_innen beteiligt war: „The fact that the general population who was not conspicuously Nazi accepted, that is something which makes me feel [...] a certain bitterness.“

Peter wurde 1940/41 in Großbritannien interniert mit dem abstrusen Vorwurf der Spionage für Deutschland. Als jemand, der Antisemitismus nicht nur in Deutschland, sondern auch in England erlebt und sich mit der Thematik beschäftigt hat, verweist er auch auf den englischen und französischen Antisemitismus: „And it is not true that the Germans were particularly antisemitic. They were. But so were the British and the French.“ Die deutsche Besonderheit sieht er darin begründet, dass die Deutschen keinen „sense of moderation“ besaßen. Die Aggressivität, mit der sich Antisemit\_innen in Deutschland austobten und das staatliche Vernichtungsprogramm waren einzigartig. Die Besonderheit des deutschen Faschismus zeigte sich nicht zuletzt auch in der fast völligen Abwesenheit von Widerstand in der deutschen Bevölkerung.

PKC: „Die meisten jüdischen Flüchtlinge, die nach England kamen, wurden von den englischen Juden mit offenen Armen empfangen. Ich konnte mich aber nicht so empfangen lassen, denn ich war nicht mehr jüdisch. Und es schien mir viel mehr

eine Art Betrug zu sein, weil ich plötzlich, da der Hitler erschien, mich als jüdisch ausgeben wollte, was ich abgelehnt hatte als ein Junge von dreizehn.“ AH: „Sie haben sich selber eigentlich nicht als jüdisch gesehen?“ PKC: „Nee.“ AH: „Warum?“ PKC: „Warum sollte ich mich als jüdisch sehen? Es schien mir als unehrlich, meine jüdische Herkunft zu gebrauchen, wenn sie nützlich sei, und sie nicht zu gebrauchen und zu verleugnen, wenn sie hindern sollte.“

Die Nazis verfolgten diejenigen, die sie für „Juden“ oder „Jüdinnen“ hielten, unabhängig davon, wie die Betroffenen sich selbst definierten, da das Judentum für die Nationalsozialist\_innen eine an Blutphantasmen gebundene und keine religiöse Kategorisierung war. So hatte Peter wenig Bindung zum Judentum, wurde aber dennoch antisemitisch verfolgt.

„I firmly believed that I could improve the world“ – Neuanfang in England

„Ich hatte ein neues Leben angefangen, und das neue Leben getrennt von den Deutschen schien mir recht erfolgreich zu sein. [...] Also, ich hatte keine Sorgen.“ Peter hat 1938 an der renommierten London School of Economics (LSE) in London seinen Abschluss gemacht, zur gleichen Zeit, als in Schöna das Unternehmen seines Onkels zwangs„arisiert“ wurde. Darauf angesprochen, sagt er nur lapidar: „Well, in 1938 I was no longer interested in anything German. I had graduated in England in 1938 and the only thing in Germany I cared for were two girls.“

Auch andere Beziehungen Peters sind durch den Nationalsozialismus anders verlaufen, obwohl er in England war: „I

had a very important relationship with a girl called Lisa who was a fellow girl yet from the old days. And when I was on the point of marrying, the war broke out and I then realized that that wouldn't be possible.“ Die berechtigte Angst, die Peter schon bei seinem Bruder Robert und seiner Mutter zum Ausdruck gebracht hat, das „overwhelming desire“ der Nazis, Jüd\_innen noch bis in den letzten Winkel des Planeten zu verfolgen und auszurotten, kommt auch an dieser Stelle durch. „Denn ich hatte den festen Gedanken, der auch richtig war, dass der Hitler alle, die mit deutschen Juden zusammen waren [...] liquidieren wird. Da wollte ich nicht, dass meine Witwe dem ausgesetzt wird. Daher war ich entschlossen, nicht zu heiraten, solange die Möglichkeit bestand, dass der Hitler den Krieg überhaupt gewinnt, und dann meine Witwe in einem Konzentrationslager vergewaltigt wird.“ Seine jetzige Frau Patricia Caudle lernte Peter 1944 kennen: „Und dass wir heiraten, war schon ganz klar vorher. Wir warteten nur auf den Hitler.“

An dieser Äußerung zeigt sich die Weitsicht und realistische Einschätzung des deutschen Antisemitismus, die für Peters Familie so bezeichnend ist. Diese hat Peter nicht nur zu einem sehr frühen Zeitpunkt nach England gebracht, sondern auch seine Heiratspläne stark beeinflusst. Er schützt seine zukünftige Frau, weil er um die Sippenhaftung als nationalsozialistische Terrormaßnahme weiß. Das Kriegsende hat Peter „wie alle Engländer“ erlebt: „dass man auf die Straße ging und in Piccadilly brüllte“. Kurz darauf haben er und Patricia geheiratet und leben seitdem als Peter und Patricia Kaim-Caudle. Sie haben vier Kinder bekommen und sind

mittlerweile 12fache Großeltern. Peter betont immer wieder, dass er „contentedly married for more than sixty years“ war.

Peters akademische Karriere begann in Dundee in Schottland. 1950 wurde er an die University of Durham berufen, wo er Social Policy lehrte. Er hat in England die Disziplin der Volkswirtschaft mitbegründet, wichtige Standardwerke dazu geschrieben und in etlichen Ländern gelehrt. Über seinen Wohnort in Durham führt er aus: „In some respects we in Durham enjoy one of the best climates and natural conditions in the world. It is never very hot and never very cold. We have very rarely a drought. And it's a moderate climate. And the people are moderate. We don't murder each other.“ Es sind immer wieder Spitzen wie diese, die sein offen formuliertes Desinteresse an Deutschland einerseits fragwürdig, andererseits verständlich werden lassen. Er will mit Deutschland nichts mehr zu tun haben: „I never had the slightest intention of making myself Jewish or German. I was British.“ Es fungiert jedoch auch immer wieder als Negativfolie aufgrund der erlebten Diskriminierung und Verfolgung. Peters vehemente Ablehnung gegenüber Deutschland fügt sich in seine Erfahrung ein, dass die Deutschen ihn „schlecht behandelt“ haben und es ihm in England möglich war, ein gutes Leben zu führen. Rückblickend auf dieses sagt er: „Well, the British have enabled me to reclaim all I had lost through Hitler. And few people of my age can look back on life with as much complacency as I can.“ Seine Frau rezitierend, fügt er hinzu: „Without Hitler it's very doubtful that I would have become a professor in four countries.“ Unser zweites Gespräch fingen Peter und ich auf Deutsch



an, wechselten jedoch ab einem gewissen Zeitpunkt ins Englische: „We started off speaking German and I naturally drifted into English. Well, that is my life.“ Den Traum, den Peter schon als Jugendlicher hatte, hat er heute noch: „I firmly believed that I could improve the world. I never was such a fool as to think that Peter Kaim-Caudle would improve the world himself. But if there are ten thousands of people like myself collectively we will.“ Peter streckt sich, als er diese Worte spricht, ballt die Fäuste und wirkt schlagartig sehr energie-

tisch und stark. „Ich habe Bücher nie für Geld geschrieben, ich wollte die Welt verändern“, führt er aus. „Ich wollte, dass es den Menschen materiell besser geht.“

## V. Käthe Mickwausch

Käthe Mickwausch hat nie außerhalb Deutschlands gelebt. Sie ist nach der Zerschlagung des nationalsozialistischen Systems in die Stadt zurückgezogen, in der sie fast Zeit ihres Lebens wohnte. Seit 1947

Käthe Mickwausch



Heidenau, 2003

- \* Geboren am 25. Juni 1909 als Käthe Reiner in Dresden
- \* Eltern: Maximilian und Elsa Reiner, geb. Roesler
- \* Umzug 1914 nach Heidenau-Nord
- \* 1915-18 Besuch der Volksschule in Mügeln (Heidenau)
- \* 1918-25 Besuch der Höheren Mädchenschule in Pirna
- \* 1926-31 Studium in Dresden als Grafikerin und Kunstmalerin
- \* Mai 1933 Heirat mit Günther Mickwausch
- \* 1933-45 Berufsverbot als Künstlerin
- \* 1940-44 Kriegseinsatz als technische Assistentin im Konstruktionsbüro der Maschinenfabrik C. G. Haubold in Chemnitz
- \* 1944-45 Zwangsarbeit bei der Spinnerei Witt in Chemnitz
- \* 1945-47 Arbeit als Malerin und Grafikerin in Chemnitz, Arbeit für die Landesregierung in Dresden
- \* 1947-74 Rückzug nach Heidenau-Süd, künstlerische und grafische Auftragsarbeiten mit Ehemann
- \* ab 1974 freie künstlerische Tätigkeit, stellt bis heute noch aus

lebt sie wieder in Heidenau; die Stadt, in der auch der in Kapitel III erwähnte Bäcker Kunze lebte, der das zwangs„arisierte“ Elbe-Sägewerk in Schöna „kaufte“. Unser Gespräch fand in ihrer Wohnung in Heidenau statt, wo Käthe seit mittlerweile fast sechzig Jahren lebt. Käthe sprach sehr klar und erinnerte sich überaus genau an alles, worüber sie sprach. Sie wirkte auf mich äußerst vital, und ich hätte sie auf Mitte sechzig geschätzt. Geboren wurde Käthe allerdings schon am 25. Juni 1909 in Dresden als Käthe Reiner. Ihr Vater wuchs in einem jüdischen Elternhaus auf, ihre Mutter war „von Geburt aus Christin“, ist vor der Heirat jedoch zum „jüdischen Glauben übergetreten“. Einen großen Bezug zum Judentum hat Käthe nie gehabt: „Also, streng gläubig waren wir nicht. Wir gingen nur an hohen Feiertagen in die Synagoge.“

„Wir konnten uns ja keine Kinder anschaffen“ – Folgen von Antisemitismus

Das widersprüchliche Verhältnis zum Deutsch- und zum Jüdisch-Sein aufgrund von Antisemitismus findet sich bei Käthe auch, allerdings in anderer Form. Auf meine Frage, ob sie sich „als Deutsche“ sieht, antwortete sie umstandslos mit „Ja“. Zugleich bezeichnete sie sich im Interview mehrfach als „Mischling“, allerdings auf die Vergangenheit bezogen: „Ich war ja Mischling“. <sup>14</sup> Sie grenzte sich diesbezüglich von „Juden“ ab, als sie über Arbeiter sprach, die in der Straßenbahn vor ihr und den anderen zu Zwangsarbeit verpflichteten Frauen ausspuckten: „Die Arbeiter wussten, dass, na ja, wir waren eben doch

Juden, obwohl wir Mischlinge waren.“ Der Antisemitismus in Deutschland, der Käthe als „Mischling“ definierte und sie so aus dem „deutschen Volk“ partiell ausschloss, hat in Käthes Leben Spuren hinterlassen, die bis heute fortwirken. „Natürlich hätten wir gern Kinder gehabt“, sagt sie über sich und ihren Mann und fügt sogleich hinzu, dass das „nicht zu verantworten“ gewesen wäre. „Wir konnten uns ja keine Kinder anschaffen. Bei uns wäre es so gewesen, wenn wir Kinder gehabt hätten, hätten sie genau wieder zwei arische, zwei nichtarische Großelternanteile gehabt, und ganz abgesehen davon wären wir dann sofort kassiert worden und das wollten wir vermeiden.“

Käthes Mann war aufgrund der Heirat mit Käthe als „jüdisch Versippter“ ebenso von den Nürnberger „Rassegesetzen“ betroffen und wurde deshalb zu Zwangsarbeit verpflichtet. Er hätte sich davon einfach durch eine Trennung befreien können, hielt jedoch zu Käthe. „Sich nicht von mir zu trennen und auf rein künstlerische Arbeit zu verzichten, um mich zu schützen, war schon ein besonderes Opfer.“ Die emotional-psychische Unterstützung, die Käthe durch Günther Mickwausch erfahren hat, stellt sich für sie als lebensrettend dar: „Ohne ihn würde ich überhaupt nicht mehr existieren.“

Die Folgen des Nationalsozialismus sind bis zum heutigen Tage evident. Es liegt auf der Hand, danach zu fragen, wie das Leben für Käthe Mickwausch und Peter Kaim-Caudle nach dem Sieg über den Nationalsozialismus weiter verlief. Wie war ihr Umgang mit dem Erlebten? Und, vice versa, wie wurde mit ihnen umgegangen?

## VI. Post-Nationalsozialismus

„Ich finde es äußerst schäbig“ – Hohe Frustrationstoleranz

Käthe ist sehr viel von ihrem ehemaligen Besitz weggenommen worden: „Von mir ist zum Beispiel in der elterlichen Wohnung viel verloren gegangen. Das ist mir jetzt erst richtig zum Bewusstsein gekommen. Meine sämtlichen Studienarbeiten, die ich in meinem Zimmer in einem eingebauten Wandschrank aufbewahrte, da ich sie in Chemnitz nicht unterbringen konnte. Nur dieses Bild besitze ich aus meinem Elternhaus, ich schenkte es meinem Vater zum fünfzigsten Geburtstag.“ Die Nazis unter mutmaßlicher Beteiligung der deutschen Bevölkerung haben bis auf dieses eine Bild Käthes gesamten Besitz wie auch den ihrer Eltern geraubt.

Nach der Befreiung 1945 sind Käthe und ihr Mann „in Chemnitz erst mal als Verfolgte anerkannt worden. Und als wir nach Heidenau zogen, haben wir uns dann auch darum bemüht, und da war eine Frau, die die Sache in der Hand gehabt hat. Die war dann mal bei uns und hat uns ausgefragt, ob wir Zettel geklebt haben, ob wir im Gefängnis gewesen sind, und dann hat sie gesagt: ‚Nee. Sie stammen aus einem kleinbürgerlichen Haushalt, für Sie kommt das nicht in Frage.‘ Und damit war die Sache erledigt.“ Die Frau, die über Käthes Anliegen negativ entschied, war keine Unbekannte. Sie hatte Jahre zuvor bei Käthes Vater im Kaufhaus gearbeitet. Dort wurden sie und einige andere jedoch entlassen, weil sie gestohlen hatten. „Und mit ihr wollte ich mich dann auch nicht anlegen“, so Käthe. Als nichtjüdische Deutsche hat diese Frau zuerst Käthes Vater bestohlen und später

dann Käthe eine Zahlung<sup>15</sup> trotz antisemitischer Verfolgung, Zwangsarbeit und der Enteignung ihrer Familie vorenthalten. Im „antifaschistischen Staat“ wurde die Klassenfrage hochgehalten, die von Antisemitismus Betroffenen gingen dabei nicht selten leer aus – sowohl symbolisch als auch materiell. Käthes Schwägerin, die in Amerika lebte, „hat 1982 Entschädigung bekommen. Und wir bekamen das ja nicht, weil wir in der DDR lebten.“

Nach der Wende hat Käthe Restitutionsansprüche geltend gemacht: „Dann habe ich von der Wende an bis 2000 darum gekämpft. Und 2002 habe ich dann endlich eine Entschädigung gekriegt.“ Es war ein langer und beschwerlicher Weg, „zwölf Jahre habe ich darum gekämpft“. Beim Gedanken daran stöhnt sie: „Ach! Was ich alles für Briefwechsel geführt habe [...] Also, was ich da geschrieben habe, das ist Wahnsinn gewesen. Ich bin in Berlin gewesen nach der Wende, da hat man mir gesagt: ‚Ja, Sie haben Ansprüche.‘ Und dann wurde es das nächste Mal wieder abgelehnt. Also, es war furchtbar!“ Auf meine Frage, ob Käthe für die von ihr geleistete Zwangsarbeit Zahlungen oder irgendeine andere Form der Anerkennung für erlittenes Unrecht bekommen habe, ist ihr „Nein“ schon da, bevor ich meine Frage beendet habe.<sup>16</sup> „Ich finde es äußerst schäbig“, ist ihr Kommentar dazu. „Und mich jetzt noch einmal irgendwie darum bemühen? Die Ansprüche werden immer kleiner, und da reicht die Rente noch.“ Ihre Resignation ist ihr anzumerken, auch wenn – oder gerade weil – sie lacht, als sie dies sagt. Ihre Rente „langt gerade für die Miete. Wenn die Miete bezahlt ist, habe ich einen Euro fünfzehn Cent von meiner Rente übrig. Und meines Mannes Rente, meine Witwenrente ist auch klein.“

„There was some balance sheet which had not been cleared“ – Deutsche Kontinuitäten

Peters Onkel Emil Kaim „was in Theresienstadt, but he survived Theresienstadt and he lived out his life in Switzerland“. Im Juli 1946 hat er als ehemaliger Besitzer des Elbe-Sägewerks Rechtsanwalt Bergmann aus Berlin damit beauftragt, dem Bürgermeister von Schöna eine Anfrage zu schreiben, dass er sein Unternehmen wieder in Anspruch nehmen möchte. Dessen Verkauf „ficht Herr Kaim an“ und nimmt „seinen früheren Besitz wieder in Anspruch“, heißt es in dem Schreiben. Emil Kaim erhielt nie eine Antwort auf sein Schreiben, noch nicht einmal eine Entschuldigung; von einer Kritik an der „Begründung“ für die Zwangs„arisierung“ – die Senkung der Arbeitslosigkeit in der Gemeinde – und deren Umsetzung mal ganz zu schweigen. Emil Kaim ist in der Schweiz gestorben; ob er weitere Schritte unternommen hat und wie die verweigerte Rückübertragung seines Besitzes von ihm aufgenommen wurde, ist mir nicht bekannt.

Dies ist einer der Gründe dafür, warum Peters Bruder Werner der Ansicht war, dass es noch eine offene Rechnung gab: „There was some balance sheet which had not been cleared. In other words: that the Nazis still owed us something, not materially but an official regret of the German government that they participated in all that, not they, but their predecessors.“

Peter und Werner Kaim waren kurz nach der Wende in Schöna, Peter war danach noch ein zweites Mal mit seiner Frau Patricia da. „Als ich zum ersten Mal nach Deutschland zurückging mit dem Werner

[...] bin ich zu unserem Haus in Schöna gegangen.“ Werner hat diese Tour wenige Wochen nach dem Mauerfall nach Deutschland und Polen geleitet. Beide waren nach über fünfzig Jahren wieder an dem Ort, an dem sie als Kinder an der Oder gespielt haben. Dem Grab ihrer Eltern in Breslau haben sie auch einen Besuch abgestattet. „Ich hatte der Patricia immer erzählt von diesem wunderbaren Hause an der Elbe, was die Nazis uns gestohlen hatten.“ Patricia wollte das Haus sehen, und so ist Peter ein zweites Mal mit ihr nach Schöna gefahren. „Es war in einem schrecklichen Zustand!“, empört sich Peter. Peter und Patricia haben es sogar geschafft, in dem Haus zu wohnen und dort Urlaub zu machen. Patricia erinnert sich, dass die Leute zwar freundlich, aber nicht offenherzig waren. In der DDR war es ein Ferienhaus für Postmitarbeiter. Um die aus dem Haus in Schöna gestohlenen Bilder und anderen Wertgegenstände, die die Nazis der Familie Kaim entwendet haben, kümmert sich heutzutage ein Rechtsanwalt in Berlin. Es ist ein schwieriges Unterfangen, sie zurückzuerhalten, befinden diese sich doch teilweise in Galerien oder sind nicht auffindbar. Die Hoffnung auf Kompensation ist sehr gering, wie mir Peters Frau Patricia Kaim-Caudle erzählt. Das Pastellgemälde, das Peter, Werner und Robert Kaim in ihren jungen Jahren zeigt und welches in Durham hängt, ist eines der wenigen Stücke, die sich heute wieder im Besitz der Familie Kaim befinden. Peter bekommt von der Bundesrepublik seit ungefähr acht Jahren „eine kleine Pension“. Jedes Jahr muss er schriftlich nachweisen, dass er noch lebt, dann wird das Geld überwiesen.

„Sie sind alle vergast worden“ – Abwesenheiten

Auf meine Frage, ob Käthe Mickwausch noch irgendwelche Menschen jüdischen Glaubens oder die sich selbst als jüdisch sehen in der Sächsischen Schweiz kennt, antwortete sie: „Ne“, und Hugo Jensch fügte ein „Gibt keine mehr“ hinzu. Beide erinnern sich daran, wer alles fehlt. Schlag auf Schlag nennen sie Namen, Orte und Schicksale: „Fritz Goldstein. Und seine Frau und seine Tochter sind auch in die USA.“ – „Bergers [sind] nach Argentinien gegangen.“ – „Aus dem Kreis Pirna trifft [die Flucht nach Israel] nur für Ernst Noack zu.“ – „Von meines Bruders Familie, er hat ja eine Jüdin geheiratet, sind der Vater und die jüngste Schwester vergast worden. Die zweitjüngste Schwester ist mit vierzehn Jahren über England – da hatte sie eine Tante – nach Israel ausgewandert. Sie lebt noch in Israel. Und ein Bruder, der behindert war, ist unter diese Euthanasie gefallen. Der älteste Bruder ist nach Amerika ausgewandert. Aber noch vor dem Krieg.“ Käthe erzählt, dass sie noch „eine Freundin [hatte], die ist mit meinem Vater nach Amerika gegangen“. Besagte Freundin „hat die Eltern im KZ verloren, die Schwester, Schwager und zwei Kinder von ihrer Schwester sind alle vergast worden. Sie hat im Konzentrationslager gesehen, wie die Kinder [...] zum Gastransport kamen. Und sie wollte hier weg. Sie wollte hier einfach nicht mehr leben. Und sie ist ja bis zu ihrem Ende in San Francisco gewesen.“

Familie Kaim wurde, ein genaues Datum ist mir nicht bekannt, vom Schönaer Bürgermeister Ende der 1930er Jahre des Ortes verwiesen (Jensch: 2005, 11). Ein

Teil von Peters Familie wurde umgebracht, „they didn't live to see the defeat of the Nazis“. Er selbst „took no interest in any German affairs certainly since the early ninetentfifties. And then there were these two women“, zwei alte Freundinnen von ihm, „who never visited Germany again“.

Käthe resümiert: „Gibt keinen mehr“ und „viele sind ja im Ausland“. Es ist ein Verweis darauf, dass Antisemitismus nicht nur ein Kategoriensystem ist, das Menschen eine (Zwangs-)Identität zuweist und einen oft gewaltvollen Aspekt im Prozess der Persönlichkeitsbildung beschreibt; vielmehr – und aufs Engste damit verzahnt – stellt Antisemitismus auch eine Dimension der sozialen Ordnung dar, die auf eine Ordnung des Raums verweist. Menschen werden anhand ihrer gesellschaftlichen Positionierung unterschiedliche Räume und Zugänge zu Ressourcen geöffnet oder verweigert, es gibt ein fein abgestuftes System von Ein- und Ausschlüssen. Wobei antisemitischer Ausschluss nicht nur Depravierung und Entzug von Privilegien bedeutet(e), sondern die Exklusion in aller Regel die Ermordung beinhaltet. Es gab in Reinhardtsdorf-Schöna wie auch in der gesamten Sächsischen Schweiz das Unterfangen, einen „arischen“ Raum herzustellen. Dieses Unterfangen wurde sehr erfolgreich umgesetzt. Käthe Mickwausch ist wahrscheinlich die einzige Verfolgte, die heute noch in der Sächsischen Schweiz lebt. Sie hat den antisemitischen Vernichtungswahn der Nazis überlebt. In einem Brief an mich schrieb sie: „Dann können Sie vielleicht das Glücks- und Dankesgefühl verstehen, das mich immer wieder, auch heute noch nach so langer Zeit er-

füllt, dass uns trotz Sorgen und immerwährender Angst das Schlimmste erspart blieb.“

Die Ordnung des Raums hat bei Peter und Käthe zu unterschiedlichen (Nicht-)Beziehungen geführt. Das Foto der Familie Kaim in Schöna wäre kurze Zeit später nicht mehr möglich gewesen. Die einzelnen Familienmitglieder wurden gewaltsam auseinander gerissen und konnten bestenfalls fliehen oder wurden schlimmstenfalls ermordet. Die Lebensgeschichten nach der Aufnahme des Fotos markieren so einerseits die (Nicht-)Beziehung der einzelnen Familienmitglieder untereinander, andererseits die (Nicht-)Beziehung zu Deutschland und seinen Bewohner\_innen.

Käthes Beziehungen scheinen mir weniger brüchig als Peters Beziehungen zu sein. Sie erzählte mir folgende Episode: Sie fuhr eines Tages nach Dresden und „da umarmt mich eine von hinten“. Es war die „Pfarrerstochter aus Bergeshübel“, die ihr 1925 als Mädchen in der Schule „ein Hakenkreuz auf die Bank gemalt“ hatte. Sie begrüßte Käthe und „von da an war ich immer zum Klassentreffen dabei“. Besagte Pfarrerstochter wohnte mittlerweile in Westdeutschland. „Wir haben uns einige Male drüben gesehen, ich habe sie besucht. Ich bin da absolut nicht nachtragend.“ Käthe hat offensichtlich zu einem nicht unwesentlichen Teil ihrer nichtjüdischen deutschen Bekanntschaften wieder Kontakt bekommen. Wobei sich auch die Frage stellt, welche andere Wahl sie gehabt hat? Wie hätte sie „nachtragend“ sein sollen, wenn sie nicht hätte völlig vereinsamen oder eben auch den Weg ins Exil antreten wollen?

„Im Unterbewusstsein bleibt doch ein banges Gefühl.“ – Lange Schatten

Peter lebt mit einer Gewissheit in Durham: „We don't murder each other.“ Käthe hat diese Gewissheit als Im-Land-der-Täter\_innen-Gebliebene nicht nur nicht formuliert, sie ist sich der potenziellen Gefahr für sich durchaus im Klaren. „Dass im Unterbewusstsein eine kleine Angst besteht, das will ich nicht ableugnen. Ich hatte ja 1995 in Dresden eine große Ausstellung gehabt über unser gemeinsames künstlerisches Schaffen. Und da hing erst einmal so ein großes Foto von uns, diese Doppelbelichtung und ein großer Lebenslauf. Dass ich da Angst gehabt habe, dass da irgendwie was passieren könnte, das ist ganz klar. Und jetzt hat hier ein Arzt aus Heidenau-Nord, Doktor Mentel, Bilder von uns gekauft, die er einschließlich Lebenslauf in seinen Praxisräumen hängen hat. Einerseits freut man sich. Im Unterbewusstsein bleibt doch ein banges Gefühl.“

Käthe weiß um die Wirkmächtigkeit des Antisemitismus in Deutschland. Auch wenn sie seit über 70 Jahren Christin ist, zum Judentum quasi keinen Bezug hat, sich als Deutsche sieht, so bleibt für sie eine Gefahr in Deutschland. Nicht unwesentliche Teile der nichtjüdisch-deutschen Bevölkerung scheren sich nämlich herzlich wenig um die Selbstverständnisse von Betroffenen – „Wer Jude ist“ bestimmen sie. Oder, wie Peter sagte: „Ich werde immer ein Jude bleiben im Sinne von Hitler“. Was sich im Waffenarsenal und den kollektiv geteilten Bilderwelten notorischer Antisemit\_innen findet, ist ein bis zum heutigen Tage wirkmächtiges essentialisierendes und an Blutsphantasmen gebundenes Verständnis „deutscher“ und

„jüdischer Seinsweisen“, die diesem Verständnis zufolge in Opposition zueinander stehen. „Jüdische Deutsche“ gibt es dieser Denkart zufolge nicht, sondern immer nur „Deutsche“, die als nichtjüdisch verstanden werden und „Juden“, die als nichtdeutsch verstanden werden. Mit seiner genialen Erkenntnis, „existierte der Jude nicht, der Antisemit würde ihn erfinden“, brachte Jean-Paul Sartre (Sartre 1954, 12) den pathischen Projektionscharakter auf den Punkt (vgl. hierzu auch Horkheimer / Adorno 1944/2001, 196-209).

### „Disassociating“ – Ambivalenzen

Ingrid Heldt, eine Freundin von Peter und Patricia Kaim-Caudle, erzählte mir, dass Peter nach seiner Ausreise 1933 geschworen hat, nie wieder deutsch zu sprechen. Er wollte mit Deutschland nichts mehr zu tun haben. Seine Kinder wurden nicht bilingual erzogen, und er war, wie er mir selbst erzählt, „always concerned with my children remembering the German heritage“ – was Peter nicht wollte. Sein Insistieren darauf, dass er sich als Brit empfindet und mit Deutschland nichts mehr zu tun haben wollte, mehrfach unterstrichen durch eine weit ausholende Handbewegung von einer Seite zur anderen, ist durchaus ambivalent zu sehen. An anderer Stelle erzählte mir Peter von Elizabeth Anlauf, einem Au-pair-Mädchen aus Deutschland, mit der er engen Kontakt hielt, auch nachdem sie aus England wieder weg war: „Elizabeth suddenly biased my whole feeling in a pro-German direction. One doesn't have feelings irrespective of people. You don't like Germans, you like Susy Smith. And this girl, Elizabeth Anlauf, I still hear from her oc-

asionally. But she is ninety.“ Nach dem Krieg war sie Peters „most marked contact with Germany [...] and of course she influenced my whole attitude towards Germany“. Er hat nie daran gedacht, zurückzugehen: „For me the idea of going back never was, as the English would say, never was on the agenda.“ Anderen jüdischen Deutschen, die er kennen lernte, ging es ähnlich: „I've met very few German Jews who were revengeful. But they all felt the less we have to do with [Germany] the better.“ Zugleich fügt er hinzu, dass dieser Abbruch keine zwangsläufige Entwicklung war und stark davon abhängig, wie sich das Nachkriegsdeutschland verhalten hat: „If the post-war German government had been a bit more forthcoming, I think many more German Jews would have gone back.“ Deutlich wird sein widersprüchliches Verhältnis in folgendem Zitat: „Ich wollte, dass die Deutschen zugeben, dass sie die Juden im Allgemeinen und meine Familie im Besonderen schlecht behandelt haben.“ Das immer wieder von Peter vorgetragene Desinteresse an Deutschland und den Deutschen steht im Widerspruch zu seinem Wunsch danach, dass die Deutschen ihre Verbrechen „zugeben“. „What I would have welcomed if the German government had been more pronounced in disassociating themselves. I didn't want to be associated with all that.“ Es ist dieser Satz, der so unmissverständlich einen Wunsch zum Ausdruck bringt, dem ich mich in und mit meiner Forschung anschließe. Das „disassociating“ von Peter ist genau die Bewegung, die seit 1945 aussteht. Aufarbeitung der Ursachen des Nationalsozialismus würde zuallererst bedeuten, dass die nichtjüdischen Deutschen sich selbst fremd werden und anfangen, sich über das Fortleben „der Deutschen“ als Kollektiv

zu wundern. Ein tatsächlicher Bruch mit dem Nationalsozialismus wäre zuallererst ein „disassociating“ von der deutschen Nation und „den Deutschen“ als gewaltförmige Zwangskonstrukte.

Es gibt eine Opfer-/Betroffenengeschichte und es gibt eine TäterInnenengeschichte. Sie ist da, sie ist wirkmächtig, und umso mehr in Deutschland vom „Schlussstrich“ und der „Normalisierung“ die Rede ist, umso deutlicher zeigt sich das genaue Gegenteil: „Die psychischen Spätschäden dieses gescheiterten Großversuchs werden mit der Zeit nicht schwächer, sondern stärker, und je verzweifelter der Ausstieg aus der Geschichte geprobt wird, um so unmöglicher erweist er sich“ (Broder 1986, 13). Die „Ursachen des Vergangenen“ (Adorno), des Nationalsozialismus, wurden nie angegangen und dessen Folgen leben dementsprechend fort. Es wird kein Ende geben, zumindest nicht so.

### „Don't dream about all this!“ – Kein Ende

Das letzte Mal war ich in Reinhardtsdorf Ende Februar 2006. Es ist die Zeit des alljährlich stattfindenden Karnevals. Abends beim Maskenball sehe ich zwei Männer, die Schläfenlocken haben und große schwarze Hüte und schwarze Kutten tragen. Sie haben sich wohl als orthodoxe Juden „verkleidet“. Ich bin schockiert. Eine Verkleidung ist nur dann eine, wenn sie sich von der Norm und dem Alltäglichen abhebt und unterscheidet. In Jerusalem wäre diese „Verkleidung“ keine, sondern Alltag. In Reinhardtsdorf-Schöna sind orthodoxe Juden jedoch kein Alltag; es gibt dort überhaupt kein jüdisches Leben mehr. Das Ausbre-

chen aus der „arischen“<sup>17</sup> Norm an einem Abend in Reinhardtsdorf-Schöna zementiert diese umso stärker: Es wird ein Blick auf die Bevölkerungsgruppe geworfen, die die Großeltern und Urgroßeltern als „Gegenrasse“ und „Antivolk“ vor 65 Jahren noch versucht haben auszurotten, und verwissert sich so, dass es immer noch das ganz Andere ist, mit dem man nichts zu tun hat. Jüdisches Leben wird von nichtjüdischen Deutschen imitiert und zwar so, wie diese sich Juden „vorstellen“. Es hat nur noch die Hakennase gefehlt, dann wäre die Karikatur perfekt gewesen. Die Lust, mit der vorgestellte Jüd\_innen nachgestellt werden, gehört seit jeher zur Dramaturgie des Antisemitismus.

Die Anwesenheit von Antisemitismus geht einher mit der Abwesenheit von jüdischem Leben. Robert Kaim, Stephanie Kaim und viele weitere als jüdisch identifizierte Menschen wurden ermordet oder in den Suizid getrieben. Die, die überlebt haben – Peter Kaim-Caudle, Werner Kaim, die Freundin von Käthe Mickwausch, ihr Vater, ihr Bruder und einige mehr – sind aus Deutschland geflohen oder ausgewandert und wollten auch nicht mehr zurück. Peter bringt die Folgen des deutschen Antisemitismus nach 1945 für die Überlebenden auf den Punkt: es gab kein „forthcoming“, weder von der deutschen Regierung noch von der deutschen Bevölkerung. Käthe Mickwausch hat die ganze Palette an Zumutungen erlebt: minimale Rente, keine Entlohnung für Zwangsarbeit, keine Rückübertragung „arisierten“ Eigentums, kein Gedenken an ihren Vater, um nur die Höhepunkte deutscher „Aufarbeitung“ zu nennen. Bis zum heutigen Tage ist sie in Heidenau in ihren Bewegungen eingeschränkt – sie geht selten und ungern in die Gegend,

wo das Kaufhaus ihrer Eltern stand. Bis auf ein Bild wurde ihr alles aus ihrer Kindheit von den Nazis gestohlen oder vernichtet. Und: sie hat keine Kinder – auch sie „fehlen“ in der Sächsischen Schweiz. Die Nazis haben einen „arischen“ Raum besonders brutal durchgesetzt, und es hat danach keine ernstzunehmenden Versuche gegeben, die Vertreibung und Ermordung der jüdischen Bevölkerung wenn schon nicht rückgängig zu machen – das wäre nicht möglich gewesen –, so doch zumindest ein Signal an die Überlebenden zu senden, dass Jüd\_innen in Deutschland willkommen und integraler Bestandteil der deutschen Gesellschaft sind. Die Konsequenzen davon, dass dies nicht passiert ist, sind heutzutage etliche Gegenden in Deutschland, deren Verfasstheit sich unter anderem durch die Abwesenheit von jüdischem Leben auszeichnet. Die Sächsische Schweiz ist ein solcher Ort. Offenes jüdisches Leben gibt es dort gar nicht, es scheint mir auch nicht gefahrlos möglich zu sein. Es zu versuchen ist niemandem zuzumuten, Differenz zu leben ist nicht möglich; es bleibt nur die Anpassung und die Hoffnung, nicht entdeckt zu werden oder wegzuziehen. Es ist allerdings nicht nur jüdisches Leben, welches in der Sächsischen Schweiz fehlt. Es ist auch die Erinnerung an dieses. Die Ortschronik von Reinhardtsdorf-Schöna führt Dieter Füssel. Sein Wissen über jüdisches Leben in der Gemeinde hat er aus den Gemeindeakten gezogen. Diese seien aber nicht mehr vorhanden, sie „sind im Keller verrottet, [es] hat sich niemand dafür interessiert“.

Die Verweigerung der Erinnerung ist in sich selbst ein antisemitischer Akt. Die physische Ermordung korreliert mit der Tilgung aus dem Gedächtnis. Was es nicht gibt, kann auch nicht erinnert wer-

den – was nicht erinnert werden kann, hat es auch nicht gegeben. So ist meine Frage „Wer fehlt?“ nicht nur eine Frage, die nach Abwesenheiten von realen Personen fragt, sondern auch nach dem Umgang mit der Erinnerung: Wer wird erinnert und wer nicht? Wessen Geschichte wird gehört, wessen Geschichte verlässt den Familienrahmen nicht? Methodisch bedeutet(e) die Frage eine Spurensuche, von den Antworten her war sie von vornherein größtenteils zum Scheitern verurteilt: Spuren verblassen mit der Zeit oder werden bewusst verwischt. Von daher bin ich mit meiner Frage zwar recht weit gekommen – unter anderem bis nach Durham –, kann sie aber andererseits nicht umfassend beantworten: Viele Lebenswege von antisemitisch Verfolgten sind nicht mehr rekonstruierbar. Als Leerstelle und Abwesende(s) verweisen sie auf die irreparable deutsche Zerstörungsgeschichte.

Peter Kaim-Caudle riet mir in den Gesprächen, nicht „davon“ zu träumen und alles so schnell wie möglich zu vergessen. Letzteres möchte ich nicht, an ersterem bin ich gescheitert. Ich habe von meiner Forschung und den Inhalten der geführten Interviews geträumt. Ich hatte Alpträume, in denen ich als Antifaschist von Neonazis verfolgt wurde oder wollte meine Forschung nur noch wegschieben: nichts mehr über den Holocaust recherchieren, sondern einen unbeschwerten Roman lesen oder ein Eis essen gehen. Umso nachvollziehbarer wurde für mich Peters Wunsch, mit all dem in Ruhe gelassen zu werden und sein Ziel, alles zu vergessen. „Dass man mich in Ruhe sterben lässt“, war seine Antwort auf meine Frage, ob er für sich individuell einen Wunsch hat. Die Ruhe steht im Widerspruch zum Erinnern. Wer sich an

den Nationalsozialismus erinnert, findet keine Ruhe, insbesondere nicht als (ehemals) Verfolgte\_r. Zugleich steckt in der Erinnerung an diesen jedoch auch der Wunsch nach Ruhe: Erinnern, um zu verändern und allen Menschen ein Leben jenseits von Erniedrigung, Verfolgung und Ermordung zu ermöglichen. Deren Abwesenheit würde viele Menschen, mich eingeschlossen, ruhig schlafen lassen. Es wäre ein Zustand, in dem Menschen angstfrei verschieden sein können. In diesem Sinne schließe ich mit Käthe Mickwauschs Diktum: „Und es soll doch jeder nach seiner Fassung selig werden!“

## Anmerkungen

### Expert\_innengespräche und Interviews

Hugo Jensch am 19. November 2005 in Pirna (Sächsische Schweiz)

Dieter Füssel: Telefonat am 11. April 2006

Interview mit Käthe Mickwausch am 2. Februar 2006 in Heidenau (Sächsische Schweiz)

Insgesamt fünf Interviews mit Peter Kaim-Caudle, 18. bis 20. März 2006 in Durham (England)

Ich danke der „Humboldt-Universitäts-Gesellschaft“ für die freundliche Unterstützung meines Forschungsaufenthalts in Durham. Des Weiteren danke ich meiner Mutter für die Hilfe bei der Transkription der Interviews und für Feedback, Hugo Jensch für die vielfältige Unterstützung bei meinem Forschungsvorhaben und Dieter Füssel für die Dokumente aus Reinhardtsdorf-Schöna. Last but not least danke ich der Familie Kaim, Ingrid Heldt, Bini Adamczak, Sina Arnold, Stefan Weigand, Florian Busch, Jan Kopetzky und meiner Forschungs-AG für Anregungen, Unterstützung und konkrete Hilfe.

<sup>1</sup> Ich verdanke diese Frage einem Vortrag von Patricia Hill Collins, den diese am 9. Dezember 2005 an der Humboldt-Universität zu

Berlin gehalten hat.

<sup>2</sup> Ich verwende „Voids“ in Anlehnung an die Architektur Daniel Libeskind im Jüdischen Museum Berlin. Dort sind Voids symbolische Leerstellen, die den unwiederbringlichen Verlust darstellen, den die Vernichtung der europäischen Jüd\_innen hinterlassen hat.

<sup>3</sup> Ich verweise an dieser Stelle auf den Aufsatz von Katrin Osterloh in diesem Band.

<sup>4</sup> Zum Begriff der „rechten Hegemonie“ vergleiche die Ausführungen von Kathrin Ottovay und Abel Büchner in diesem Band.

<sup>5</sup> Die in Deutschland bis heute gängige antisemitische Trennung in „deutsch“ und „jüdisch“ lässt mich von „antisemitisch Verfolgten“ sprechen und nicht von „Jüd\_innen“. Es ist notwendig, zwischen der antisemitischen Vorstellung, wer Jüd\_in „ist“ und dem Selbstverständnis derjenigen, um die es geht, zu trennen. Erfahrener Antisemitismus ist nicht gleichzusetzen mit jüdischer Identität. (Dies ist auch ein Hinweis auf ein Missverständnis einiger meiner bisherigen Leser\_innen: Ich schreibe nicht in erster Linie über „Jüd\_innen“, sondern über Antisemitismus – und dieser ist keine Reaktion auf jüdische Existenz. Andererseits lässt er sich kaum von real existierenden Jüd\_innen losgelöst betrachten, am wenigsten in Deutschland. Meine Forschung ist in dieser Hinsicht keine pro-jüdische, sondern eine anti-antisemitische.)

<sup>6</sup> Um durch weibliche Repräsentation in den Sprachformen nicht Zweigeschlechtlichkeit zu reaffirmieren, verwende ich den Unterstrich zur Sichtbarmachung queerer und nicht einzuordnender Geschlechtlichkeit (vgl. hierzu Herrmann 2003).

<sup>7</sup> Käthe Mickwausch auf die Frage, ob es noch Jüdinnen und Juden in der Sächsischen Schweiz gibt.

<sup>8</sup> Außer einer Forschung, die sich mit genau diesem Thema beschäftigt. Ich verweise an dieser Stelle auf den Aufsatz „Die Verschwörung gegen Reinhardtsdorf-Schöna“ von Thomas Brückmann in diesem Band zu Abwehrstrategien.

<sup>9</sup> Der Begriff „Opfer/Betroffene“ soll trotz des Umstands, dass Unterdrückung, Ausbeutung, Erniedrigung und dergleichen

mehr statt fand und in ganz konkreten Situationen Jüd\_innen zu Opfern gemacht wurden, aufzeigen, dass selbige nicht ausschließlich Opfer waren. So waren Jüd\_innen im Nationalsozialismus zwar von Antisemitismus betroffen, waren jedoch zugleich auch immer individuell agierende Menschen. Es geht mir mit dieser Begrifflichkeit also nicht darum, Widerstände unsichtbar zu machen und einen Opferstatus festzuschreiben.

<sup>10</sup> Zur Transkription: Der Text enthält ausschließlich Originalzitate. Die Interviews mit Peter Kaim-Caudle waren in Deutsch und Englisch, stellenweise auch beide Sprachen durcheinander. Unverständliche Wörter habe ich an einigen Stellen sinngemäß ersetzt. Die Sätze sind an den Stellen, an denen mir das nötig schien, grammatikalisch nachgebessert.

<sup>11</sup> Vergleiche hierzu die Texte von Brückmann, Osterloh, Büchner/Ottovay, Petruschke, Schneider und Berger in diesem Band.

<sup>12</sup> Mit „Doktorat“ meinte Peter meine Magisterabschlussarbeit, die ich zum selben Thema wie diesen Aufsatz schreibe.

<sup>13</sup> Diese Information ist falsch: Anna Schlegel hat Theresienstadt überlebt. Freundliche Mitteilung von Anna Hájková (Institut Theresienstädter Initiative: Datenbank der Theresienstädter Häftlinge) in einer E-Mail vom 22. September 2006.

<sup>14</sup> So genannte „Mischlinge“ waren eine durch die Nazis definierte Kategorie von Personen mit „teilweise jüdischer Abstammung“. Die Nürnberger Gesetze vom September 1935 erwähnten lediglich Juden und Deutsche; erst in der Ersten Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom November 1935, in der der Begriff „Jude“ definiert wurde, tauchte als dritte Kategorie die der „Mischlinge“ auf. Laut Ergebnis der Volkszählung von 1939 lebten 72.000 „Mischlinge ersten Grades“ und 39.000 „Mischlinge zweiten Grades“ in Deutschland. Als „Mischling ersten Grades“ oder „Halbjuden“ galten Personen, die zwei jüdische Großeltern hatten und vom 15. September 1935 an weder der jüdischen Religion angehörten noch mit einem\_r jüdischen Partner\_in verheiratet waren – Käthe Mickwausch fiel in diese Kategorie. Als „Mischlinge zweiten Grades“ oder „Vierteljuden“

galten Personen mit einem jüdischen Großelternanteil. „Mischlinge“ besaßen im Deutschen Reich dieselben Rechte wie „arische“ Bürger, waren aber einer Reihe von Ausnahmeregelungen unterworfen. „Halbjuden“, die der jüdischen Religionsgemeinschaft angehörten und/oder eine\_n jüdische\_n Ehepartner\_in hatten, galten als „Geltungsjuden“ und waren rechtlich „Juden“ gleichgestellt. In den Ostgebieten waren „Mischlinge“ hingegen „(Voll)Juden“ gleichgestellt und wurden verfolgt und ermordet (vgl. Meyer 1999: 96-104; Bankier 1998: 956).

<sup>15</sup> Ich verwende bewusst weder den Begriff der „Wiedergutmachung“ noch den der „Entschädigung“, deren euphemistischer Gehalt bereits die verharmlosende Intention der Deutschen anzeigt. In Israel ist in diesem Zusammenhang dagegen von „Shilumim“ die Rede. Yeshayahu Jelinek schreibt dazu: „Der dem Buch Jesaja entlehnte Ausdruck besagte, dass das gezahlte Geld keine Tilgung bedeutete und noch weniger ein Zeichen von Vergebung war. Der Begriff, der Zahlung und Vergeltung umfasste, enthielt etwas Kämpferisches, bahnte aber auch dem Gedanken des Friedens den Weg. Und doch unterschied sich dieser Begriff grundsätzlich von dem deutschen Begriff Wiedergutmachung, der etymologisch eine Rückkehr zu früheren Bedingungen und zur Rehabilitation enthielt, und der in einem weiteren Sinne auch eine Rückkehr zu früherer Koexistenz bedeutete“ (Jelinek 1989: 119). Im Folgenden werde ich schlicht von „Zahlungen“ sprechen, um nicht die Assoziation von möglicher Versöhnung aufkommen zu lassen.

<sup>16</sup> Es sei an dieser Stelle angemerkt, dass Zwangsarbeit als solche in der BRD bis zum heutigen Tag nie entschädigt wurde und deswegen allein über 90 Milliarden Euro an Lohn den Zwangsarbeiter\_innen vorenthalten wurde und wird. Vgl. hierzu ausführlicher Kuczynski 2004.

<sup>17</sup> Ich gehe davon aus, dass der Begriff wie auch die Konnotation von „arisch“ gesellschaftlich tabuisiert, aber nach wie vor als Codierung im Alltag in Deutschland wirkmächtig ist. Die Anführungszeichen sollen meine Distanz verdeutlichen.

## Unterwegs mit dem Busfahrer Alfred O.

Hans Heilmann

Die Infrastruktur des Öffentlichen Personennahverkehrs in der Sächsischen Schweiz wird von Bussen dominiert. Hat der Dorfbewohner oder Tourist keinen eigenen Pkw, sind die meisten Dörfer nur über den regionalen Busverkehr zu erreichen. Aufgrund dieser Tatsache stellen sich einige Fragen. Also suchte ich nach umständlicher Anmeldung das Depot des regionalen Busbetreibers in Bad Schandau auf. Dort stellte man mir einen Fahrer – er sei im Folgenden Alfred O. genannt – vor, der bereit war, Rede und Antwort zu stehen. Es wurde ein Stück aus dem Leben eines Busfahrers, ein Gespräch über Leben und Tod.

### Respektlosigkeiten?

Unterhaltung zwischen Schülern während einer Klassenfahrt mit dem Bus von Alfred O.: „Gucke mal, hier liegt ’ne Zunge. – Ich sage: Da guck ich nich hin. – Geh mal hinter und guck mal, was das is. – Ich geh doch da nich hin. Und da hab ich mal so geguckt: Ah, is nur ’ne Handytasche. Gott sei Dank.“

Ausschnitt eines Gespräches mit Alfred O. über einen Verkehrsunfall in der Sächsischen Schweiz: Am späten Abend eines Freitags verliert ein angetrunkenen Motorradfahrer in einer Kurve bei Tempo 160 die Kontrolle über sein Fahrzeug und

prallt gegen eine Mauer. Der 18jährige Fahrer und sein 16jähriger Sozium verunglücken schwer, der Sozium stirbt am Unfallort. „... und die Ohren hat’s durch den Helm abgeruppt [abgerissen], weil sie eben nicht den Helm zugemacht haben.“

Szenenwechsel. Alfred O. fährt mit einem Freund auf dessen „schöner Rennmaschine“ auf der neu eröffneten Autobahn A 17 zwischen Dresden und Pirna. Die beiden werden von der Polizei angehalten. Ein Polizist sagt: „Allgemeine Verkehrskontrolle.“ Alfred O.: „Es tut mir leid, Officer, ich habe das Warndreieck vergessen.“ Um seinen Beruf als Busfahrer durch eine Verurteilung nicht zu gefährden, zahlt er die ihm wegen Beamtenbeleidigung aufgebrummte Strafe von 1500 €. Ein teurer Spaß, denn ein Warndreieck ist für ein Motorrad natürlich nicht vorgeschrieben. Alfred O. lacht sehr, als er mir diese Episode erzählt. Bei einer anderen Begegnung mit der sächsischen Polizei – wieder ist er privat unterwegs – sagt er: „Hat euch meine Zigarette in der Hand nicht gepasst?“ Als der Polizist ihm als Grund für den Stopp eine Alkoholkontrolle angibt, pustet er ihm direkt ins Gesicht.

### Die Person

„Ist dieser Typ verrückt?“, frage ich erst mich und dann ihn selbst. Ja, er hält sich